

### Die poetische Sprache Celans

In der modernen Lyrik spielt Mallarmé immer noch eine bedeutende Rolle. Während er an seiner poetischen Sprache tüchtig feilt, begegnet er dem Nichts und geht in dessen Abgrund hinunter. Auf dem Weg dahin erlöscht seine alltägliche Persönlichkeit. Für ihn stellt die Poesie eine geistige Bewegung jenseits des Individuums dar. Wenn das Individuum völlig vernichtet wird, entsteht dann ein Moment des Umschlags von dessen Tod in die Geburt einer reinen Unpersönlichkeit. Die dialektische Bewegung der transzendenten Immanenz, die von der Negation zur höheren Position, vom Tod Gottes zur Präsenz des Nichts der Gottheit führt, ist an der poetischen Sprache zu spüren, die innerlich und zugleich äußerlich ist. Damit die Sprache durchaus unabhängig ist, muß das Ich des Dichters aussterben. Von einem Objekt befreit, bleibt die Sprache für sich als absolute Metapher. Erst dann kann sie Ausdruck werden. Dieser Ausdruck entfaltet sich nach dem Erlöschen aller Realbezüge im Raum- und Zeitlosen. Auch die absolute Metapher deutet auf 'anderes' hin ; nur daß dieses 'andere' nichts im üblichen Sinne 'Wirkliches' ist, sondern ein Mittel der Dichtung, die Metapher selbst ; die Metapher deutet sich selbst. Die Aussage des Gedichts meint keine 'Sache' mehr ; sie wird zunehmend poetologisch. Die Metapher transponieren reale Vorstellungen in uneigentliche nicht mehr, sondern spiegeln nur noch Worte in Worten. An die Stelle der Übertragung tritt der Reflex. So hat das Gedicht einen Ort erreicht, wo die Worte ihren Sachbezug einbüßen.

Eine solche Betrachtung über die Sprache von Mallarmé gilt auch für die von Celan. Aber im Gegensatz zu Mallarmé, der um der Schönheit absoluter Form willen Wirklichkeit vernichtet und das reine Selbstbewußtsein der Sprache sucht, suchte Celan in der zerstörten Wirklichkeit eine Möglichkeit, aus dem Nichts eine neue Wirklichkeit sprachlich wiederaufzubauen. Celans Sprache ist offen gegenüber der noch nicht seienden Wirklichkeit und sucht sie. Diese Wirklichkeit (das Andere) hat mit dem Ich im üblichen Sinne nichts zu tun. Sie ist vielmehr eine mögliche, fiktive. Celan vertraut der vorläufigen Sprach-Wirklichkeit. Er verheimlicht nichts

reduzieren. Es ist nämlich als zusammengebrochene Wirklichkeit schon verlorengegangen. Celan sucht hinter der ersten, nicht mehr seienden Wirklichkeit die zweite, noch nicht seiende. Zwischen diesen beiden Nichten bewegt sich die Sprache, die zweite Wirklichkeit (das Andere) suchend. Das ist Celans Metapher. Dort, wo die Metapher mit ihrem Eigentlichkeitsgrund in Berührung kommen müßte, dort, wo Bildebene und Realebene der Sprache sich begegnen müßten, verstummt die Sprache. Celans Metapher wird "ad absurdum" geführt, weil Wirklichkeit und Sprache auseinanderbrechen, weil die Sprache in dem Augenblick verstummt, wo sie zum Sprung auf das Wirkliche ansetzt, wo sie Metapher im wörtlichen Sinne werden will. Celans Metapher wird ad absurdum geführt, weil es da, wo Eigentlichkeit ist, keine Sprache, da, wo Uneigentlichkeit ist, keine Wirklichkeit mehr gibt. Es ist verkehrte Metapher, auch was ihre Richtung angeht. Anstoß ihrer Bewegung ist ihr Uneigentlichkeitswert. Von ihm aus steuert sie auf ein noch ungefaßtes Eigentliches zu; herkömmliche Metaphorik macht das Eigentliche zum Ausgangspunkt der sprachlichen Bewegung. Celans Metapher will ad absurdum geführt werden, weil ihr Versagen, ihr die Wirklichkeit Verfehlen, das hoffnungslose Bewußtwerden ihrer Uneigentlichkeit im Bewußtsein des Lesers jenes ganz Andere, das das Eigentliche ist, freisetzt. Celans Metapher ist somit halb Schweigen und halb Sprache.

Was eine Metapher tatsächlich darstellt, stellt nur diese eine Metapher dar. Sie sagt, was sie meint, und sie meint, was sie sagt, denn für genau das, was sie sagt und meint, gibt es nichts als sie, ist sie selbst das einzige Original. Für Celan ist die Metapher eine Übertragung ohne Original.

Der Verfasser hat zwei Gedichte interpretiert, um das oben Erörterte noch konkreter zu erklären: "Fahlstimmig" und "Deine Augen im Arm".

## Theologie der Sprache

Celan behandelt in seinen vielen Gedichten das Problem Gottes. Der Verfasser hat zwei Gedichte, "Zurich, Zum Storchen" und "Psalm", interpretiert, um den Zusammenhang zwischen Gott und Sprache zu ermitteln. Im ersteren vertritt Nelly Sachs den Standpunkt des traditionellen Glaubens. Celan verfolgt dagegen eine andere Möglichkeit des Glaubens als bisher, indem er an die Seite des Nichtglaubens

bens tritt. Seit Nietzsches Erklärung "Gott ist tot" ist das Absolute in Diesseits und Jenseits aufgelöst. Diese Antinomie hat ihren Grund in der Postulierung eines radikalen Dualismus, der eine Art Schizophrenie Gottes, seine unselige Zerspaltetheit in einen irdischen Teil und einen jenseitigen annimmt, zwischen denen kein Brückenschlag mehr möglich zu sein scheint. Celan versucht aber diese Polarität aufzuheben. Während er gegen den Gott von Nelly Sachs spricht, stellt die dritte Strophe sein heftiges, paradoxes Glaubensbekenntnis dar.

[.....]        ich  
ließ das Herz, das ich hatte,  
hoffen:  
auf  
sein höchstes, umröcheltes, sein  
haderndes Wort — ( I , 214)

Hier spricht sich Celan in der Revolte gegen den Gott Israels aus, wie Hiob hadernd, aber vielleicht doch auf einen Abfall hoffend, der tief genug wäre, um von ihm zu einer neuen Gottesnähe zu gelangen. Das Schweigen Gottes als Antwort auf die Frage "Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" (Psalm 22, 2) vernichtet einmal die Sprache. Aber gerade das absolute Nichts, das das Vernichteten vernichtet, bringt die Sprache zu sich selbst. Celan hofft auf die Wiedergeburt der Sprache. Auf diese Weise findet er Gott dort, wo er ihn verloren hat. In höchstem Grade der Verzweiflung schlägt die Abwesenheit Gottes in Gott der Abwesenheit um. Die Sprache ist der Ort, wo das Nichts der Gottheit präsent ist.

Den Mythos der Welterschaffung und das Lob Gottes im Alten Testament förmlich übernehmend, verwirklicht das Gedicht "Psalm" einen ganz neuen Psalm der Moderne (eine Art Parodie) . Gott gilt als "niemand" . Indem sich Negativität des Pronomens immer wieder ins Nichts vertieft, verkehrt sie sich zu irgendeinem Zeitpunkt plötzlich in Positivität. Aus dem Indefinitpronomen "niemand" wird das Nomen "Niemand". Heir zeigt sich die dem Worte "Niemand" innewohnende semantische Dialektik, deren sich Celan des öfteren bedient. Gott gibt es nicht

hinter dem Wort. Sein Wort löst sich nicht von allem Geschehen, vielmehr bezeugt es den Durchgang durch alles Geschehene. Sein Schweigen ist nicht Vernichtung, entbindet keinen Zauber. Mallarmés Hoffnung, eine Dichtung schaffen zu können, die sich jenseits der verkommenen Alltagssprache, von allem Unpoetischen gereinigt, eben als "poesie pure" in einer erhabenen Ferne gegen die Zeit behauptet, ist bei Celan von Grund auf zweifelhaft geworden. An die Stelle der sprachlichen "Constellation", des wunderbaren Sternbilds tritt nun das, was Celan "Sprachgitter" nennt, also ein Wortgeflecht, von dem man umgeben ist und aus dem es kein Entkommen gibt. So bekommt nun auch die Schreibweise der Dunkelheit, die vorher noch ganz im Zeichen der Poesie stand, einen antipoetischen Zug; sie verdunkelt den Glanz des Poetischen. Daran mag man ersehen, wie weit Celans Gedichte vom Symbolismus entfernt sind. Sie sind auch zu selbstbewußt und reflektiv, um surrealistisch zu sein.

Was ist Wirklichkeit bei Celan? Sie ist weder Gegenstand dichterischer Mimesis, noch etwas, was zu eliminieren ist, sogar noch der sprachliche Ausdruck selbst. Als etwas Unerreichbares (Unaussprechliches) ist sie nur in der Korrelation mit der Sprache. Sie ist ein ganz Anderes und Paradoxes im Sinne, daß sie vielleicht erst vom Schweigen (Nichts) durchgründet, aussprechlich sein kann. Man möchte sie einen noch unbesetzten Sinn-Raum nennen, nur gegenwärtig im Uneigentlichkeitsbewußtsein, das Celan der Sprache seines Gedichts verleiht. Zwar sind Sprache und Wirklichkeit nicht zur Deckung zu bringen; dennoch und gerade darum ist die Sprache unterwegs auf jene Wirklichkeit hin. Das Paradox, daß die Isoliertheit der Sprache, ihr Nicht-Erreichen der Wirklichkeit das Geheimnis der Begegnung mit dieser Wirklichkeit in sich trägt, ist das Grundmotiv der Celanschen Poetik. Die Sprache vermag sich der Wirklichkeit nicht zu bemächtigen; der Widerstand, den das Wirkliche ihr entgegensetzt, bringt sie zum Verstummen. Aber gerade in ihrem Verstummen legt die Sprache Zeugnis ab von dem Widerstand des Wirklichen; sie setzt es frei.

Es gibt noch eine fixe Idee, daß die Metapher das eigentlich Bedeutete voraussetzt und es in einen anderen poetischen Ausdruck uneigentlich versetzt. Bei Celan ist das nicht der Fall. Sie läßt sich auf das Bedeutete nicht mehr

mehr. Aber dieses Nicht-Sein Gottes ist eine neue Form der Gotterscheinung.

Dieses Nichts, weit davon entfernt, tote Leere zu sein, enthält alle Möglichkeiten des Seins und erweist sich so, ganz im Sinne der mystischen Tradition, als ein höheres Sein, als ein Nichts von unermeßlicher Fülle. Insofern fungiert also Celans Indefinitpronomen "niemand" nicht als die Bestätigung, sondern als Widerlegung des modernen Nihilismus. In der Leere des Nichts ist die Fülle des All verborgen. So sind "wir" Menschen schließlich in der dritten Strophe als "die Nichts-, die / Niemandrose" definiert.